

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 8 (1904-1905)
Heft: 9

Artikel: Zu Friedrich Schillers Gedächtnis
Autor: Trog, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664593>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pfingstfeier.

Tief zu meines Hügels Füßen
Blinkt der See und blüht das Tal,
Und im Sonnenglanz zerfließen
Spür' ich letzte Winterqual.

Ist mir nie so wohl gewesen
Bei der Glocken feierklang,
Meine Seele muß genesen
In des Lichtes Uberschwang.

Von dem heiligen Strahl entzündet,
Leuchtet sie im dunklen Schrein,
Und ich fühle sie verbündet
Mit der Gottheit mildem Schein.

Adolf Döglin, Zürich.

Zu Friedrich Schillers Gedächtnis.

Das Gedächtnis an einen Toten feiern wir heute, an Einen, der vor einem vollen Jahrhundert aus diesem Dasein geschieden ist. Damit bezeugen wir, daß dieser Tote uns heute noch ein Lebendiger ist, daß er uns ein Gegenwärtiger blieb. Und damit bekunden wir weiterhin, daß dieser Tote zu den großen Menschen gehört hat. Wo die deutsche Sprache gesprochen wird über das Erdrund hin, wo edle Dichtung als eines der köstlichsten uns beschiedenen Güter gewahrt und gepflegt wird, da wird an diesem 9. Mai von Friedrich Schiller in Dankbarkeit und Begeisterung gesprochen werden. Nicht nur im Kreise der Erwachsenen. Auch die Jugend, wenigstens die im Alter schon fortgeschrittene, in deren Herzen die echte Poesie bereits ein dankbares Echo, wenn auch noch nicht ein volles reifes Verständnis findet, auch die Jugend soll von diesem Manne etwas hören, aus dessen Gedichten zum erstenmal der mächtige Flügelschlag einer königlichen Phantasie an ihr Ohr gedrungen ist, und durch dessen unverwelfliche Dramen, einen Wallenstein, eine Maria Stuart, eine Jungfrau von Orleans, einen Wilhelm Tell, dem jugendlichen Gemüte der Blick geöffnet wird für diese volkstümliche Dichtungsart, die in so ergreifend unmittelbarer Weise ein erhöhtes und vertieftes Abbild menschlichen Wollens und Vollbringens — im Guten wie im Bösen — mit ihrem Erfolg und ihrem Unterliegen, ihrem unendlichen Leiden und ihrem glorreichen Siegen vor uns hinstellt.

So tritt Friedrich Schillers gewaltige Dichtergestalt gewissermaßen schon an der Eingangspforte des Lebens uns entgegen, uns ergötzend und erschütternd, uns beglückend und bereichernd. Ins jugendliche Herz schon prägt sich sein Name ein und wird ihm vertraut und teuer. An seiner Hand machen wir die ersten Entdeckungsfahrten im Reiche der Poesie. Ganze neue Welten erschließt er dem inneren Auge, Welten, die gerade das junge Gemüt so mächtig gefangen nehmen, weil sie vielfach mit dem Zauber des Geheimnisvollen, des

Abenteuerlichen, der Gefahr, des Wunderbaren umwoben sind. Mit dem „Taucher“ tun wir mit staunendem Grauen einen Blick in Regionen, die dem gewöhnlichen Menschaugen völlig verhüllt sind, die aber des Dichters allherrschende Phantasie uns bis zum Erschrecken anschaulich zu machen verstanden; mit fieberhafter Spannung folgen wir dem Kampfe des edlen Jünglings mit dem furchtbaren Drachen; fast den Atem versetzt uns die bange Erwartung, ob der Tyrannenfeind Möros noch rechtzeitig eintreffen wird, um den treuen Bürgen vom Tod am Kreuz zu erretten; wie freuen wir uns, daß der fromme Sinn des braven Fridolin so sichtbarlich vom Himmel belohnt, daß die Frevelthat, die an dem edlen Sänger Jbyfus begangen ward, durch das wunderbare Eingreifen der rächenden Gottheit gesühnt wird. Und daneben dann die hoheitsvolle griechische Götterwelt, mit der wir vertraut werden, wenn wir Ceres um ihre verlorene Tochter klagen hören, wenn wir die hehre Göttin segensprechend und Kultur schaffend unter die dumpf lebenden Menschen treten sehen.

Zu all diesen Gestalten und Erzählungen in den Gedichten, den Balladen, die durch eine unvergleichliche Kunst des Anordnens und Steigerns die Spannung dramatischer Szenen erhalten und sich dadurch um so fester in unser Interesse und Gedächtnis einhaken — zu ihnen allen treten wir von früh auf in ein inniges Verhältnis, sie werden, ohne daß wir es recht wissen, ohne daß wir es recht würdigen, unser unverlierbarer geistiger Besitz. In ihrer tiefsten sittlichen Bedeutung, die fast ausnahmslos in ihnen beschlossen liegt wie eine köstliche Perle, wird sie freilich erst das reif gewordene Alter klar und ganz erfassen, und diese Einsicht wird die Bewunderung für diese herrlichen Gebilde nur steigern. Denn dann sehen wir erst recht deutlich, wie Schiller auch der einfachsten, fast unscheinbaren Anekdote eine bedeutungsvolle, gewichtige Seite abzugewinnen verstand, wie sie aus dem mehr zufälligen Geschehen in ein höheres, reineres Reich des Empfindens und Handelns emporsteigt. Dieses Streben Schillers, dem Leser den Blick zu schärfen für das Wichtige, Wertvolle, Bleibende, im Leben des Einzelnen und der ganzen Menschheit hat eine Anzahl Gedichte gezeitigt, die einen wesentlich gedankenhaften, einen philosophischen Inhalt aufweisen. Aber wie hat es auch hier der Dichter verstanden, alle diese hochfliegenden und tief grabenden, beziehungsreichen und inhaltsschweren Gedankengänge in das Gold ächtesten Poesie umzuschmelzen, ihnen alles Graue und Kahle zu nehmen durch die unerhörte Pracht seiner Bildersprache, durch die erstaunliche Kraft, das verstandesmäßig Gedachte in lebendige, sinnliche Anschauung umzusetzen. Schon ein Gedicht wie das Lied von der Glocke, wohl das volkstümlichste aller Schillerschen Gedichte, können wir in diesem Zusammenhang nennen. Der Glockenguß in seinem allmählichen Fortschreiten und seiner schließlichen Vollendung gibt ja nur den äußern Anlaß ab, um bedeutungsvoll den Werdegang des menschlichen Daseins von der Wiege bis zum Grabe und dessen Einfügung in die Ordnungen der Gesellschaft und des Staates zu schildern. Die ganze Höhe aber erreicht diese Gedankendichtung

Schillers in dem großartigen „Spaziergang“ und in den Strophen des Gedichtes „Das Ideal und das Leben“, eines Gedichtes, das an Tiefe des Denkens und Empfindens und an hinreißendem Schwung der Sprache wenig seinesgleichen in der ganzen Weltliteratur hat.

Dieser mächtige Gedankenstrom Schillers, der, weise eingebettet in eine nach der Gesetzmäßigkeit des Schönen geprägte Kunstform, majestätisch daherausragt, er ist es nicht zuletzt, der unsers Dichters ewige Jugend ausmacht. Wir begegnen ihm in den Dramen ebenso wie in den Gedichten. Schiller hat es einmal ausgesprochen: Alle poetischen Personen haben als poetische Gestalten immer das allgemeine der Menschheit darzustellen und auszusprechen. Aus seinen eigenen Bühnendichtungen läßt sich das leicht belegen. Mit den „Räubern“ tat der Zweiundzwanzigjährige Dichter im Jahre 1781 seinen Adlerflug in die Welt. Die Verhältnisse, in denen der junge Schwabe aufgewachsen war, hatten mit ihrem vielfachen, oft tyrannischen Zwang, mit ihrer strengen Gebundenheit einen wilden Freiheitsdrang in ihm rege gemacht. Auf der Buchausgabe dieses ersten Dramas steht in lateinischer Sprache der Kampfruf: Gegen die Tyrannen! Es war ein Empörungsschrei, und er tönt vernehmlich genug durch die „Räuber“ hindurch, er war es vor allem, der bei den ersten Bühnenaufführungen den ungeheuren Erfolg des Stückes besiegelte. Aber auch beim jugendlich brausenden Schiller bleibt der Räuberhauptmann Karl Moor, der gegen eine ganze Gesellschaftsordnung sich aufbäumt, nicht der Sieger; zu viel Schuld hat er auf sich geladen, und diese zu büßen, überliefert er sich freiwillig der Gerechtigkeit. Und in der „Verschwörung des Fiesco zu Genua“, dem ersten Drama, in dem Schiller eine geschichtliche Welt seiner Dichtkunst unterthan zu machen sucht, im Fiesco lodert zwar auch wieder mächtig der Gedanke gegen die Tyrannen, aber der Mann, der den Tyrannen zu stürzen und die Vaterstadt zu einer Republik zu machen sich ansieht, er hält seine Seele selber nicht rein von ehrgeizigem Streben, und so findet er als ein untaugliches Werkzeug wahrer Freiheit seinen Untergang. Und in „Kabale und Liebe“ erklingt aus der ungeschminkten Schilderung einer im Marke franken Gesellschaft, mächtig die Mahnung, daß auch im öffentlichen Leben dieselben Schranken der Ordnung und Sitte gelten sollten wie im privaten Leben des Einzelnen.

So klagt der junge Dichter in heiligem Ernste an, so weist er mit richtender Hand hin auf das, was faul ist, so erhebt er seine Stimme für eine Freiheit, die nicht in Zügellosigkeit ausartet, für das Recht des Einzelnen und des Volkes gegenüber der frechen Überhebung pflichtvergessener Willkürherrschaft. Das waren die Jugenddramen. Dann leitet der „Don Carlos“ hinüber zu den Jahren innerer, in strenger Selbstzucht erworbener Beruhigung und Mäßigung, wie denn die Arbeit, die Schiller unablässig an seine eigene Erziehung gewandt hat, das herrlichste Zeugnis seiner großen Persönlichkeit darstellt. Wiederum kommt im Don Carlos der gewaltige Gegensatz von Tyrannei und Freiheit,

von Gedankenherrschaft und Gedankenfreiheit, von Zwang und Neigung zu flammender Aussprache. Dort König Philipp, hier Marquis Bosa. Wohl siegt äußerlich betrachtet der Despotismus, aber wir ahnen es deutlich: er hat sich bereits sein eigenes Grab gegraben. Der Freiheitsgedanke muß schließlich doch sieghaft emporsteigen.

Am Schlusse der Dramenreihe, die Schiller in der vollen Reife seiner künstlerischen Einsicht und dichterischen Kraft geschaffen, von den gewaltigen Wallenstein-Dichtungen im Jahre 1798 zur Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina hin, steht bekanntlich als letzte völlig abgeschlossene Arbeit der Wilhelm Tell. Nochmals die Freiheit im Kampf gegen die Tyrannei als Thema; aber in welcher vertiefter und geläuterter Gestalt ist hier alles gefaßt. Hier erklärt keine Räuberbande einem verrosteten Regiment in zügelloser Leidenschaftlichkeit den Krieg; hier sehen wir keine Verschwörung, die zum Werkzeug für die Pläne eines einzelnen Ehrgeizigen wird; hier steht ein ganzes Volk in fester, ruhiger Überlegung auf gegen die Unterdrücker seiner angestammten Freiheit; hier ordnet sich jeder dem Gedanken der Allgemeinheit willig unter: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern“; hier hebt sich die Hand zur blutigen Gegenwehr nur dann, wenn ein anderer Ausweg sich nicht mehr bietet: „Du hast aus meinem Frieden mich herausgeschreckt . . . Zum Ungeheuren hast du mich gewöhnt“ — so spricht, den mörderischen Tyrannen anklagend und seine eigene Gewalttat rechtfertigend, Tell in der hohlen Gasse. Das herrliche Freiheitsdrama, am Ende von Schillers, ach allzufrüh gebrochenem, Leben ist denn auch nicht umsonst zum hehren Evangelium aller Völkerfreiheit geworden. Auch hier lautet die Devise: Gegen die Tyrannen! aber hiezu mußte jetzt der Zusatz treten: Pro Patria, Für das Vaterland! „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre!“ so spricht im heroischen Jungfrau von Orleans-Drama Graf Dunois. Das ist das Leitmotiv, das auch den ganzen „Wilhelm Tell“ durchzieht.

Daß Friedrich Schiller unser Land und Volk gewählt hat, um diese eindringliche Lehre eines echten Patriotismus mit hinreißendem Feuer in die Welt hinein zu rufen — das hat man ihm bei uns nie vergessen, das wird man ihm nie vergessen. Der Dichter des „Wilhelm Tell“ hat unser Bürgerrecht auf alle Zeiten.

So rauschen mächtige, ewige Menschheitsgedanken durch das ganze Dichtwerk Schillers. Auf die Idee der Freiheit glaubten wir in erster Linie aufmerksam machen zu sollen, weil sie im Denken des Dichters eine beherrschende Rolle stets gespielt hat. Die Frage, wie sich der Anspruch des Menschen auf freies Gestalten seines Thuns und Lassens mit der ehernen Notwendigkeit der uns umgebenden, uns vielfach hemmenden und bestimmenden Verhältnisse, vertrage, diese Frage, eine der schwierigsten, wenn nicht die schwierigste und meist umstrittene alles Denkens, hat auch ihn aufs tiefste beschäftigt, und in seinen Dramen bildet dieser Konflikt zwischen freiem Wollen und unfreiem Müßsen,



Schiller. Nach dem Leben modelliert vom Hofbildhauer Francé in Stuttgart 1793.
Bronzerelief im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar.

zwischen Freiheit und Schicksal, um Schiller'sche Begriffe zu gebrauchen, den tragischen Kern. Wie sich der Dichter mit dieser Frage philosophisch abgefunden hat, kann hier nicht erörtert werden. Nur eins sei bemerkt: ein Reich hat Schiller als das der Freiheit ein für allemal dem Menschen abgesteckt und zugesprochen: das des Schönen. Hierhin können wir uns jederzeit flüchten aus dem harten Zwang des Lebens; hier spielt der Mensch, um mit Schiller zu reden. Das Spiel aber — das weiß niemand besser als die Jugend — ist

die schönste Erholung von der Arbeit, von allem Pflichtmäßigen, allem Müßigen.

Aber sollte es nicht auch möglich sein, in unsere Pflicht etwas von diesem Element des freien, schönen Spiels hineinzutragen und ihr so alles Zwangsmäßige, Drückende zu nehmen, sie gleichsam auch in Freiheit umzuwandeln? Schiller bejaht es nicht nur, er stellt als unser höchstes Ziel auf: die moralische Schönheit. Wann können wir von ihr sprechen? Wenn die Pflicht dem Menschen zur Natur geworden ist. Schiller spricht an anderm Orte auch von der schönen Seele, und erblickt ihr Wesen darin, daß es in einer solchen schönen Seele zu gar keinem Widerspruche von Wollen und Dürfen kommt, daß der Mensch dem Zug seiner Neigungen sich überlassen kann, weil er weiß, daß er ihn nie zum Unerlaubten, Schrankenlosen verführen wird.

Unser Gottfried Keller hat in seinem Prolog zum 100. Geburtstag Schillers im Jahre 1859 von der Schönheit, die uns not tut, gesungen, und dabei auf Schiller als deren Lehrer nachdrücklich hingewiesen:

Die Schönheit ist's, die Friedrich Schiller lehrt,
Die süß und einfach da am liebsten wohnt,
Wo edle Sitte sie dem Reiz vermählt
Und der Gedanken strenge Zucht gedeiht!

So ist Schiller der Priester und Herold der Schönheit geworden, der Schönheit als eines notwendigen Bestandteils unseres ganzen Lebens, als derjenigen Macht, welche uns frei macht, der Schönheit im Dienste der Erziehung des Menschen. Der große Dichter ward so zum großen Lehrer. Die Schule wird ihn auch deshalb niemals vergessen dürfen.

Zur ersten großen Totenfeier für Friedrich Schiller, die im Sommer 1805 in Lauffstädt stattfand, hat Goethe, der Freund, einen herrlichen Trauer- und Huldigungsgesang angestimmt; als zehn Jahre später diese Dichtung, die als Epilog zu Schillers Glocke gedacht war, wiederholt wurde, fügte er eine Strophe bei, die, mit einer kleinen, wohl erlaubten Änderung auch uns entgegenklingen mag:

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon hundert sind's — von uns sich weggekehrt!
Wir haben alle segensreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitet sich's in ganze Scharen,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Rede von Dr. H. Trog, Zürich.

Sommerfahrt.

Mein Wagen führt mich hin im Sonnenbrand
Durchs Ernteland;
Und jubelnd dehnt sich ob der Herrlichkeit
Die Seele weit;